

Die Flügel der Freiheit

Eine Meditation zur Ferienzeit

Von FRANZ HILLIG S.J.

Der Urlaub schenkt uns für vieles neue Augen, auch für die Bibel. Nun können wir sie einmal frei von beruflichen Nebengedanken wie Unterricht oder Predigt lesen; nur weil es uns freut, und weil da eine Geschichte ist, die schon lange auf uns wartet und uns wie eine vertraute Landschaft ruft. Aber man hatte nie Zeit. — Zwar fehlen uns hier draußen am Ufer des Sees oder auf der Bank des Parks die Lexika und Kommentare; doch dafür scheint die Sonne auf das Buch, und das Vogelgezwitscher in Baum und Strauch macht seine Begleitmusik dazu.

So lesen wir denn, während das Vöglein mit dem wippenden, rostroten Schwanz vom Zweig auf den Weg und vom Weg auf den Zweig hüpf — das geflügelte Geschöpf, das unserer plumpen Schwere spottet — jene alte Geschichte aus den Königsbüchern, in der es auch um Flügel und Fesseln geht, aber um Flügel anderer Art. Wir lesen sie wie der Maler, in dessen Auge der Funke gezündet hat. Was ihn erfüllt, ist schöpferische Freude, Eroberungswille. Diesen Morgen hält er fest. So wie die jubelnden Kinderarme die Welt umfassen wollen. Seht die weiße Fläche, das Rechteck seines Kartons! Zuerst die Grundierung. Nun das Blau des Himmels. Sein klarer Spiegel wie aus Stahl. Und nun, hier und hier, rund und sicher die Schneebälle der Wolken.

Laßt ihn malen! Auf unsern Knien liegt das Buch, das uns das Leben verstehen lehrt, weil es die Fülle des Lebens in sich schließt. Da war also, so lesen wir, während es rings in den Büschen zwitschert und trillert und wir auf Entdeckungen gespannt sind, ein Mann mit Namen Isai. Es war in den Tagen Sauls und der Mann war alt. Drei seiner Söhne standen im Feld gegen die Philister. (Immer diese Kriege; aber so ist das Leben!) Mag uns im Augenblick unklar sein, was das für Leute sind, die Philister, und wie sie zu ihrem üblen Ruf gekommen sind, uns erscheinen sie hier im winddurchpflügten Park als die geschworenen Feinde alles jungen, unbändigen Lebens. Philister sind verknöcherte Beamte, Menschen, denen selbst ein Frühlingstag nicht die Seele mit leichter Schwinge befreit. Urlaubsunfähige Menschen, so wollen wir sie einstweilen definieren. Möglich, daß der Fortgang der Geschichte noch mehr über sie verrät.

Denn nun spannt sich der Bogen: Der alte Isai will wissen, wie es seinen Söhnen im Felde geht. Offenbar war die Front nicht allzuweit weg. So soll der Jüngste nach ihnen schauen. „Nimm ein Ephä von diesem gerösteten Korn und diese zehn Brote und bring sie flugs deinen Brüdern ins Lager! Diese zehn Milchkäse bring dem Oberst! Erkundige dich, wie es deinen Brüdern geht und laß dir ihre Löhnung mitgeben!“ Das ist lebensnah! Sertillanges hat die Heilige Schrift das „Brevier der Wirklichkeit“ genannt. Wirklich, man hat den Eindruck, daß ein paar tausend Jahre den Menschen

nur wenig zu ändern vermögen. Das mit dem Wehrsold zum Beispiel und mit den Käsen. Man möchte nur wissen, was so ein Käse wog. Der Herr Oberst kann lachen! (Wir bekommen selbst Lust, nach unserm Frühstücksbrot zu greifen, zumal uns noch einige Aufregungen bevorstehen.)

Der Junge, den der Vater dergestalt von der Herde wegrief, heißt David. Auch der Bestimmungsort trägt einen klingenden Namen: „Du findest sie im Terebinthental.“ — Jetzt nehmt die Staffelei und spannt den Rahmen! Jetzt brauchen wir Blau und Grün und Weiß. Hügel und Lärchen und einen Bach. David, hast du gehört? Sie sind im Terebinthental! Das wird eine Erinnerung sein für dein Leben! Das wird einen Klang bekommen in der Geschichte der Menschheit! Es gibt, in der Bibel und außer ihr, Namen, die haben es in sich. Kariathiarim zum Beispiel, wie es in der Vulgata heißt. „Kariathiarim“, das alljährlich im Offizium der Fronleichnams-Oktav wiederkehrt und ein Vögelchen in sich trägt oder viele kleine Schellen.

Beim Terebinthental ist es anders. Ich finde, es atmet eine junge Schwermut. So, als hätte Botticelli es gemalt. Das Terebinthental ist der Schauplatz des Kampfes. Dennoch triumphiert in ihm das helle Grün. Das Königsbuch spricht von zwei Höhenzügen, die das Tal begrenzen. (Wir haben sie uns als leichte Schwingungen zu denken.) Auf dem einen sitzen die Israeliten, auf dem andern die Philister. Man sieht das Blinken von Helmen und Rüstungen und das spitze Gewürfel der Zelte. Dazu Fahnen, Quasten und Wimpel, Reittiere und der Troß. Doch all dieses Menschen- und Kriegswerk darf auf unserm Bild nur wie ein buntgestickter Saum sein. Darüber hinaus dehnt sich weit das Tal. Wir brauchen auch einen flinken Bach. Frei und leicht schweben ein paar Wolkenbälle hoch über dem Terebinthental. Malt, wenn ihr könnt, jenes Unbestimmbare mit hinein, das den großen Entscheidungsstunden, den „Sternstunden der Menschheit“, wie eine Ahnung des Geistes voranzugehen pflegt.

Da hinein gerät unser David mitsamt dem Brot und den zehn Käsen für den Oberst. Er läßt das alles bei der Wagenburg. Es drängt ihn zu seinen Brüdern, ihn lockt die Spannung der Front. Aber in jenen Tagen vor Erfindung der Artillerie war es mehr kalter Krieg. Die Schlachtreihen marschierten auf, und man beschimpfte sich. Auch das ist so alt wie die Menschheit. Im Eisenbahnabteil so gut wie im Parteienverkehr irgendeiner Behörde kannst du das studieren: Meinungen stoßen aufeinander. Blicke und Worte werden scharf. Man steigert sich in Wut und Mut hinein. Ob es ernst wird und wann, ist dann Sache des Zufalls.

Im Terebinthental ist ein Kerl ganz für das Schimpfen da. Er tut gar nichts anderes. Während wir hier draußen sitzen in Sonne und Wind, spüren wir förmlich, wie die Bibel sich darin gefällt, den Unhold zu schildern und alle Züge von ungeschlachter Kraft und Roheit auf ihn zu häufen. Aus Geth stammt er und mißt über sechs Ellen. Und erst seine Super-Rüstung! Nach dem damaligen kindlichen Stand der Produktion ist sie schrecklich genug anzusehen: der Panzer allein 5000 Sekel schwer. Dem entspricht der Helm,

die ehernen Beinschienen, der Schild und die Lanze so groß wie ein Weberbaum. So gerüstet kann der Mann es wagen, den Leuten Sauls täglich seine Herausforderungen und Beschimpfungen mit Lautsprecherstärke ins Gesicht zu schreien. Schon sein Name verbreitet Schrecken. Goliath nennt er sich. Schüttle keiner den Kopf; so etwas ist möglich. Noch gestern erlebten die Völker der Erde das gleiche Schauspiel. Und müssen wir wirklich an gestern denken, um lebendige Analogien zu dieser üblen Geschichte zu finden?

Das Dumme ist, daß der Wilde einen Zweikampf will. Zwar ist der Brauch alt, nur setzt er jedem die Pistole auf die Brust: Willst du es mit dem wagen? Jeder zuckte zurück und sah zu, daß er in die zweite oder dritte Reihe geriet. Im ganzen Heere Sauls fand sich kein ebenbürtiger Kämpfer. Kein Versprechen half. Steuerfrei sollte der Mann samt seiner Familie werden, der ihn erschlug. Der König würde ihn reich machen und ihm die Hand seiner Tochter geben. Aber in ihren Herzen saß die Angst. Wie sollte das noch ausgehen?

Wie David zu den Brüdern stößt, bekommt er die Spannung, die in der Luft liegt, gleich zu spüren. Der Empfang ist frostig und gereizt. Was muß der Junge neugierig seine Nase hier hereinstecken und Zeuge ihrer Blamage werden? Sie ahnen wohl auch instinktiv und hassen in ihm die Überlegenheit des Genius. Doch der heiße Atem des Geschehens läßt keine Zeit für derlei Menschlichkeiten. David sieht alles und versteht. Sein junges Herz ist tief getroffen. Bedenkt, was hier geschieht! Israel ist nicht irgendein Volk. Saul ist nicht irgendein König. Wovon hier Tag für Tag das Terebinthental widerhallt, das ist Verhöhnung der Schlachtreihen Gottes.

Die zwei Heerlager repräsentieren zwei Welten. Die Masse der Heiden und Götzendiener und das kleine, schmelzende Häuflein, der „Rest“, wie es beim Propheten heißt. Die Rückständigen, die sich noch den Luxus leisten, an Gott zu glauben. Es sind keine Helden; denn sie haben Angst. Und es sind doch die Seinen. Er deckt sie tatsächlich und er wird in ihnen getroffen. Das ist das Erschütternde. Nicht daß die Witwe weint, ist das Schlimme und daß die Armen ausgebeutet werden und die Kinder vor den Bomben und Panzern flüchten müssen (obwohl das alles bitter und schlimm genug ist). Das eigentlich Schlimme ist der Angriff auf Gott, der darin liegt. Der Wille des Schöpfers wird mit Füßen getreten. Goliath, das ist die freche Willkür, die sich in Gottes Welt breitmacht.

Schaut euch doch um in diesem Park: Ist das nicht ernst und heilig? Reinheit und Duft der Blüten; Kraft und Treue im Wuchs dieser Bäume; darüber die leuchtende Weite des Himmels: Gottes Welt und über ihr sein Gesetz; nein, in ihr. Das hat Adalbert Stifter so stark empfunden: diesen lauterer, stillen, selbstverständlichen Gehorsam der Kreatur. „In den Gewächsen der Erde ist kein Trotz und Laster, wie in den Menschen, sondern sie folgen einfältig den Gesetzen des Herrn und gedeihen nach ihnen zu Blüte und Frucht“ (Der Hochwald). Im Anblick der Natur kommt uns zum

Bewußtsein, wie häßlich und unfruchtbar die Frechheit des unbotmäßigen Menschen ist. Goliath verkörpert sie. Nicht eine Frechheit auf der Ebene des menschlichen Umgangs oder des zwischenstaatlichen Verkehrs, sondern metaphysisch. Nach Art des Prometheus. Überheblichkeit und Hohn. Nihilismus. „Wo ist jetzt euer Gott? Zeigt ihn mir doch!“

Man meldet dem König einen jungen Mann. Er soll sich für den Zweikampf bereit erklärt haben. Der Vorhang des Königszeltes wird beiseite geschoben. Da steht er: ein jugendlicher Hirt. In Zivil und ohne Waffen. Noch ein richtiger Junge! Aber seine Rede ist seltsam wissend und herrscherlich. Der König solle beruhigt sein: „Keiner verliere seinetwegen den Mut. Dein Knecht will hingehen und mit diesem Philister kämpfen.“ Jugendlischer Idealismus! Der König hätte fragen können: „Verstehst du dich auf Musik, machst du Gedichte?“ Hätte David beides leugnen können? — „Du bist noch ein Knabe“, gibt ihm Saul zu bedenken. „Er aber ist ein Kriegermann von Jugend auf (und was für einer! Du hast ihn gesehen).“ Ja, er hat ihn gesehen. „Aber mein Herr höre auf seinen Knecht: Wenn ich die Herde meines Vaters hütete, und es brach ein Bär oder Löwe ein und riß eines der Tiere, dann stellte ich mich ihnen und überwand sie. Der Herr, der mich aus ihren Krallen errettet hat, wird mich auch aus der Hand dieses Philisters erretten, der die Schlachtreihen des lebendigen Gottes verhöhnt.“

Gut denn, man bringe die Rüstung des Königs! Dumpf und dunkel ist es hier drinnen im Königszelt. Nicht ohne Mühe ist schließlich der Panzer angelegt, der für einen andern gemacht ist. Das Schwert ist umgeschnallt. Nun die Beinschienen, der Helm, der Schild, die Lanze. Und nun schreite einmal aus! Unmögliche Maskerade! Gerade so wie jetzt werden wohl damals die Vögel geschmettert haben vor lauter Hohn. Über wen? Über den Hirten, über den König? Wahrscheinlich über beide. Nur gut, daß das Zelt sie deckt. Was hätten die Krieger gespottet und die eigenen Brüder: Seht da den Naseweis, das Muttersöhnchen! Wie eine Schildkröte kommt er daher! Das wird einen Kampf geben!“ — Ewiger Unverstand der Bürokratien und kleinen Geister. Zum Schießen gehört das Gewehr 98. Anders geht das nicht. Wozu haben wir die Dienstvorschrift. Man kämpft mit Lanze und Schwert, fertig! Man deckt sich mit Panzer, Helm und Schild. Das ist erschöpfend! Das sind die ehernen Gesetze. Wehe, wer sich ihnen entzieht, wer nicht in die Schablone paßt und aus der Reihe tanzen will!

So beschämend die Maskerade ist (denn wir lieben den jungen Hirten bereits und spüren, für welche Würde diese Stirn bestimmt ist), so ist uns der Anblick doch heilsam. Wir haben den Panzer Sauls unglaublich entwickelt. Wir leben inmitten von Maschinen. Wir kennen nur noch Formblätter und Dinformate. Wir ersticken in Bürokratie. Wir schleppen uns in der Rüstung der Wissenschaft. Immer mehr wissen wir über immer weniger, meint Shaw bissig von unserm Spezialistentum. Schließlich wüßten

wir alles über nichts. Schildkröten sind wir geworden! Im Urlaub ahnen wir es auf einmal und staunen den kleinen Vogel wie ein Wunder an, den Vogel, der wahrhaftig Flügel hat: die Flügel der Freiheit. — Oder ist es nicht eine ernste Stunde, wenn unsere Kinder, deren Schultern auch für ein Flügelpaar geschaffen schienen, zum ersten Mal den Ranzen anlegen und vom „Schulzwang“ erfaßt werden, von der staatlich genormten Schule, deren Vertreter in Ohnmacht fallen, wenn man ernstlich private Schulen und solche, die nach dem freien Willen der Eltern gestaltet sind, für möglich hält. Der erste Schultag ist der Anfang eines langen Weges, der gewiß nicht nur Härten und Dunkel aufweist (und die Kleinen gehen ihn an der Hand manches wackeren und guten Lehrers), und doch fragt man sich bedrückt: Was wird aus der Phantasie, aus dem Übermut, aus der quellenden Ursprünglichkeit der kleinen Menschlein werden, wenn all die Panzer und Schienen sich auf sie gelegt haben. Ade, ihr Flügel!

Einmal muß die Stunde des Dienstes schlagen — und wir machen ja Ferien, um ihn neu leisten zu können. Wir sind in den Weinberg gerufen zur Arbeit. Gehorsam und Opfer sind die heiligen Vorstufen der Ernte. Aber der Weinberg gehört dem Vater, und er will einen Dienst in Freiheit und Freude. Ein bißchen Freude braucht der Mensch. Er will geliebt und verstanden sein. Er braucht jenes Maß an Sympathie und Förderung, das Schwingung bedeutet. Umspanne das Glockenrund, und die Glocke verstummt.

Spürt ihr, wie groß die Stunde ist, da David den Panzerplatten entsagt, die ihn zu erdrücken drohen? Er bekennt sich zur Schwingungsweite des Lebens. David, das ist die Freiheit der atmenden Brust. Das ist der freie Schritt im lockeren Hirtenkittel. Heraus aus der Rüstung und dem dumpfen Königszelt! Gebt ihm den leichten Hirtenstab zurück und die kleine Schleuder, die so harmlos aussieht! Hinaus ins Freie; hinaus an den Bach, der so munter murmelt und seit vielen Jahren die Kiesel blank schleift; weiß er, wozu? Ihr Kiesel im Terebinthental, seht ihr den rotblonden Hirten, der sich zu euch niederbeugt? Fünf glatte, schöne Steine liest er auf und läßt sie in seiner Hirtentasche verschwinden. Er braucht euch für das Werk der Befreiung.

Nun geht alles schnell. Nun, da David zu sich selbst gefunden hat, geht alles leicht. Ein Wehen und Brausen erfüllt das Terebinthental. Woher kennst du doch diesen stürmenden Schritt? Es ist die Göttin des Sieges. Im Louvre steht sie, die wunderbare Nike von Samothrake. Haupt und Arme sind ihr abgeschlagen, doch das hat ihre Dynamik nur gesteigert. Flügel und Gewand sind ein einziger Sturm. Sie erscheint wie eine Schwester Davids. Voran und hinauf! Freiheit und Weite und Sieg des Geistes!

Oben auf der Anhöhe steht der Philister, der Panzermensch, der Roboter ohne Herz und Seele. Wieder ist seine Lautsprecheranlage in vollem Gang und ergießt den ganzen Hohn des gottlosen Materialismus über den Knaben, der da heraufgelaufen kommt. Über den Hirten, der ein Sänger ist.

Der auf die Rüstung der Technik verzichtet. Auch David hat einen Ruf. Er klingt wie Musik und ist kindlich und schrecklich zugleich: „Du kommst zu mir mit Schwert, Lanze und Speiß. Ich aber komme zu dir im Namen des Herrn der Heerscharen.“ Meine Zuversicht ist der Lebendige. Meine Waffe, das ist jenes Werkzeug, das Gott mir wie einen Flügel an die Schulter heftete — und die kleine, harmlose Schleuder daran. Wunder des Menschenarms, Wunder der durchseelten Hand. Kraft des Geistes, der sich konzentriert. Komm, du Stein aus dem Bach, klares, gewisses Geschöpf! Nun ist die Stunde der Freiheit da. Wirble im Schwung durch die Luft, blitze sekundenlang in der Sonne! Und nun: schlag den zischenden Flammenbogen mitten in die Stirn des Ungeheuers!

Goliath wankt, Goliath fällt wie ein schwerer, ungeschlachter Turm. Seine eigene Rüstung zieht ihn hinab. Sie schlägt über ihm zusammen und wird sein Grab. Der Hirtenknabe aber, der mit Bären und Löwen fertig wurde, hat des Riesen Schwert ergriffen und trennt das wüste Haupt vom ungeschlachteten Leib. — Und schon tut sich vor David der Jubel auf nicht nur des Heeres; der Jubel eines ganzen befreiten Volkes. Denn mit Goliath sind die Philister geschlagen. Das Land ist frei. Kein Gifthauch entweicht mehr Gottes reine Luft. Die Frauen, die verängstigt in ihren Häusern saßen, kommen hervor. Aus allen Städten Israels ziehen sie singend und tanzend dem heimmarschierenden Heere entgegen. Sie singen mit Zimbeln, Pauken und Jubeltanz: „Saul hat tausend erschlagen, David aber zehnmals tausend!“ Sie meinen es gut; aber sie reizen den Argwohn des Königs. (Sie sind nicht immer so gute Psychologen, wie man glaubt.)

Doch es ist Zeit zum mittäglichen Ferienmahl. Wir müssen David seinem Schicksal überlassen. In den Königsbüchern steht zu lesen, wie es weiter geht. David wird vieles durchleben und durchleiden müssen; sein Weg wird durch Ehre und Erhebung, durch Flucht und Sieg und Schuld führen, ehe die Saiten seiner Leier den tiefen, göltigen Klang bekommen und seine Lieder in das ewige Gut der Menschheit eingehen werden.

Unzählige in Welt und Kloster singen und lesen täglich aus dem Psalter Davids. Sie lieben die Lieder der Gottesehnsucht und des göttlichen Erbarmens, die darin stehen; aber sie wundern sich, daß so oft der Kampfärm in ihnen widerhallt. Sie spüren: Es sind Lieder eines Königs, dessen Hände abwechselnd Leier und Schwert geführt haben. (Deshalb durften sie ja auch dem Herrn das Haus nicht bauen.) Und doch hat Gott es so gefügt, und die Kirche sieht tiefe Weisheit darin: Es ist der Realismus der Schrift. Auch unser Leben ist so.

Denn wohl ist Goliath tot; aber der Widersacher, die alte Schlange, treibt noch sein Wesen. Noch immer ist die kleine Schar vom Feind umdroht und kämpft in der Wehrlosigkeit des Lammes wider die Wölfe. Der ganze Alte Bund ist durchsichtig auf das Lamm. Im jungen David sehen die Väter Jesus vorgebildet. „Ich bin der gute Hirt.“ Ohne den Aufwand irdischer

Macht ist er dem Feind entgegengegangen. Sein Kreuzestod ist sein Sieg in der Schwachheit. Er ist der Stein, der die Macht des Widersachers zerschlägt. Und so stützt sich das Vertrauen der Seinen nicht auf die Sicherung irdischer Macht. Ihr Vertrauen ist wie das des Hirten vom Terebinthental der Herr der Heerscharen.

Man kann ganz anders Ferien machen, wenn dieses Vertrauen uns trägt. Unwillkürlich haben wir die alte Geschichte, da wir sie im sonnigen Park lasen, in eine durchsonnte Landschaft hineingestellt und sie etwas übermütig glossiert. Aber ist das so unberechtigt? Hört nicht, wer sie aufmerksam liest, etwas wie Übermut heraus? Gott lacht über den Widerstand der Menschen. Er wird spielend mit den Feinden fertig. Und er hat unserer Seele so etwas wie Flügel gegeben: die Flügel der Freiheit. Spannten wir sie nur und ließen uns tragen von seiner triumphierenden Freude!

Die Cocktail Party und das intellektuelle Theater

Von WERNER BARZEL S.J.

Die französische Zeitung „Réforme“ ließ fortlaufend in ihrer theaterkritischen Spalte je einen oder zwei Prominente zu den folgenden beiden Fragen Stellung nehmen:

„Wie erklären Sie sich, daß heute ein so starker Zug zum intellektuellen Theater zu bemerken ist?“ — „Wie erklären Sie sich, daß Gott auf dem zeitgenössischen Theater wieder zugelassen wird?“

Die Antworten fielen sehr verschieden aus, und man wird vielleicht, als man am Ende der Serie alles zusammenrechnete, nicht viel klüger gewesen sein als zuvor. Aber eine Tatsache wird die Umfrage für das Bewußtsein der Öffentlichkeit erhärtet haben — ob es nun eine vorübergehende Erscheinung ist oder ob eine bleibende Neuerung damit begonnen hat und was immer die Gründe für sein Entstehen sind —: es gibt das „intellektuelle Theater“. Die Geschichte wird ihm einen besonderen Platz zuweisen, so wie sie das naturalistische oder das expressionistische Drama in eigenen Stilkategorien verzeichnete.

Das Merkwürdigste am intellektuellen Theater ist seine Verknüpfung mit dem Religiösen. Liegt es daran, daß Gott für uns Heutige nur noch von der intellektuellen Erörterung in die dramatische Auseinandersetzung hineingezogen werden kann (statt daß wie bei den großen Tragikern von Äschylos bis Ibsen seine Gegenwart im dramatischen Konflikt selbst erscheint)? Oder ist es der Intellekt, der als erster Gott wieder als den wichtigsten Mitspieler in allen Situationen, die des Theaters wert sind, entdeckt hat?

Die Kritiker sind nicht immer erfreut, wenn ihnen im Theater eine folgenreiche Gedankenanstrengung zugemutet wird. Man muß ihnen freilich das Recht zugestehen, das Theater von der rein philosophischen Diskussion und